

(Nachdruck verboten.)

45)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Es folgte ein peinliches Schweigen. Lucas' Stirn hatte sich verhärtet, denn es lag ein Körnchen Wahrheit in allen diesen Beschuldigungen. Das waren die unvermeidlichen Reibungen und Hemmungen der noch neuen Maschine. Und besonders die Gerüchte, die über die Schwierigkeiten dieses Jahrs umliefen, gingen ihm um so mehr zu Herzen, als er in der That fürchtete, daß er werde von den Arbeitern einige Opfer verlangen müssen, um das Gedeihen des Unternehmens nicht zu gefährden.

„Und Bourron stimmt in das Geschrei Ragus mit ein, nicht wahr?“ sagte er. „Aber Sie werden noch nicht gehört haben, daß Bonnaire sich beklagt hätte?“

Josine schüttelte verneinend den Kopf. In diesem Augenblicke drangen die lauter gewordenen Stimmen der draußen stehenden drei Frauen durchs Fenster herein. Am lautesten die der Loupe, die in ihrer gewohnten böshaften Art keifte und zeterte. Wohl schwieg Bonnaire, der gelassene, überlegte Mann, der klug genug war, den Erfolg eines langwierigen Versuchs abwarten zu können, aber die Zunge seiner Frau genigte, um sämtliche Weiber des heranwachsenden Gemeinwesens aufzureizen. Und Lucas sah sie wieder vor sich, wie sie der Fauchard allen Mut benahm und den baldigen Untergang der Crècherie vorhergesagte.

„Also Sie sind nicht glücklich, Josine?“ fragte er langsam.

Sie versuchte wieder zu leugnen.

„O, Herr Lucas, wie sollte ich nicht glücklich sein, nach allem, was Sie für mich gethan haben!“

Aber sogleich stiegen ihr wieder die verräterischen Thränen in die Augen und rollten über ihre Wangen herab.

„Sie sehen, Josine, Sie können es nicht leugnen, daß Sie nicht glücklich sind.“

„Nein, ich bin nicht glücklich, Herr Lucas. Aber Sie können es nicht ändern, es ist nicht Ihre Schuld. Sie sind mein guter Engel gewesen, aber was soll man thun, wenn nichts das Herz dieses unglücklichen Mannes bessern kann. Er ist wieder so böse wie früher, er will Ranet nicht leiden, er hat gestern abends alles zerbrechen wollen und hat mich geschlagen, weil das Kind ihm angeblich ungebührliche Antworten giebt. Stimmern Sie sich nicht darum, Herr Lucas, diese Sachen gehen mich allein an, und ich verspreche Ihnen, daß ich mir sie so wenig als möglich zu Herzen nehmen werde.“

Sie hatte mit schwacher, bebender Stimme gesprochen und brach nun in Schluchzen aus. Lucas fühlte schmerzlich seine Ohnmacht und wurde von wachsender Traurigkeit erfaßt. Alle freudigen Gefühle des heutigen Vormittags waren verflogen, ein eifriger Hauch des Zweifels, der Mutlosigkeit durchkältete ihn, den sonst so Tapferen, dessen Kraft in seiner fröhlichen Zuversicht lag. Die Dinge gehorchten ihm, der materielle Erfolg kündigte sich in hoffnungsvoller Weise an, und nur Menschen wollten sich nicht umbilden lassen, in ihrem Herzen wollte die göttliche Liebe, die fruchtbare Blüte der Güte und der Solidarität nicht gedeihen! Wenn die Menschen haßerfüllt und gewaltthätig blieben, konnte er sein Werk nicht vollenden; und wie die Liebe in ihnen erwecken, wie ihnen den Begriff des wahren Glückes beibringen? Diese holde Josine, die er aus so tiefen Schichten aufgefeselt, die er aus so entsetzlichem Elend gerettet hatte, sie war ihm das Bild seines ganzen Wertes. So lange sie nicht glücklich war, hatte sein Werk keinen Bestand. Sie war das Weib, das unglückliche Weib, die Skavin, das Lasttier, die Genußware, deren Retter zu werden der Traum seines Lebens war. Durch sie und für sie, unter allen Frauen, sollte das Reich der Zukunft entstehen. Und wenn Josine noch immer unglücklich war, so bewies ihm dies, daß noch nichts Festes gegründet war, daß noch alles zu thun übrig blieb. Kummervolle Herzen blickte er in die Zukunft, sah schwere, leidensvolle Tage voraus, fühlte deutlich, daß noch ein schrecklicher Kampf zwischen der Vergangenheit und der Zukunft bevor-

stehe, und daß dieser Kampf ihn Blut und Thränen kosten werde.

„Weinen Sie nicht, Josine, fassen Sie Mut, ich schwöre Ihnen, daß Sie glücklich sein werden, weil Sie es werden müssen, weil alle Welt glücklich werden muß.“

Er hatte das so sanft und gütig gesagt, daß sie wieder ein Lächeln fand.

„Ja, ich werde nicht den Mut verlieren, Herr Lucas, ich weiß, daß Sie mich nicht verlassen werden und daß Sie schließlich Ihren Willen durchsetzen werden, weil Sie so gut und so stark sind. Ich werde warten, ich schwöre es Ihnen, und mühte ich mein ganzes Leben warten.“

Es war wie ein Gelöbniß, wie ein Austausch von feierlichen Versprechungen im Erhoffen des kommenden Glücks. Er war aufgestanden, hatte ihre Hände ergriffen, die er zärtlich drückte, und er fühlte den Segendruck der ibrigen. Mit dieser einfachen Berührung von wenigen Sekunden nahmen sie Abschied. Wie freundlich und sauber war das kleine Zimmer mit den gestrichenen Möbeln, wie einfach, wie friedlich und glücklich könnte das Leben darin verfließen!

„Auf Wiedersehen, Josine!“

„Auf Wiedersehen, Herr Lucas!“

Lucas wandte sich seiner Wohnung zu. Er nahm den Weg über die Terrasse, unterhalb welcher die Straße nach Combettes sich hinzog, als er plötzlich innehielt. Unten auf der Straße sah er Monsieur Jérôme, der sich in seinem Kollwagen längs des Terrains der Crècherie hinfahren ließ. Diese Begegnung erinnerte ihn an zahlreiche andre, die er mit dem in seinem Wagen sitzenden gelähmten Greise gehabt, besonders an die erste, als er ihn gesehen hatte, wie er an den Gebäuden der Hölle vorbeigerollt wurde und mit seinen wasserhellen Augen auf die rauchende, tosende Fabrik blickte, die er begründet hatte, und mit ihr den Reichtum der Durignon. Nun kam er an der Crècherie vorbei und betrachtete ihre neuen, im Sonnenlicht blinkenden Gebäude mit denselben hellen, ausdruckslosen Augen. Warum hatte er sich hierherfahren lassen, warum umkreiste er das Werk wie zu einer eingehenden Prüfung? Was dachte er, was urteilte er, welchen Vergleich wollte er anstellen? Vielleicht war es aber auch nichts als eine absichtslose Spazierfahrt, die Laune eines armen, in Kinderei zurückverfallenden Greises. Der Bediente hatte seinen Schritt verlangsamt und Monsieur Jérôme erhob sein großes, von weißen Haaren umgebenes Gesicht mit den markanten, regelmäßigen Zügen und sah ernst und unbewegt auf jede Einzelheit, auf jede Fassade, auf jeden Schornstein, als wollte er sich ein genaues Bild einprägen von dieser neuen Stadt, die da neben dem Werke, das er einst gegründet, emporwuchs.

Da geschah etwas, was die Bewegung Lucas' verstärkte. Ein anderer alter, ebenfalls gelähmter Mann, der sich noch mühevoll auf seinen geschwollenen Beinen weitererschleppen konnte, kam die Straße entlang und auf den Kollwagen zu. Es war der alte Ragus, dick und schwammig, den die Bonnaire mit sich genommen hatten, und der an sonnigen Tagen kleine Spaziergänge in der Nähe der Werke machte. Zuerst mochte er mit seinen geschwächten Augen Monsieur Jérôme nicht gesehen haben. Plötzlich fuhr er zusammen, wich zur Seite und drückte sich gegen die Mauer, als ob die Straße nicht breit genug für sie beide wäre; dann zog er seinen Strohhut, neigte sich tief und grüßte demütig. Es war der Hüherr der Durignon, der Chef und Begründer der Fabrik, dem der älteste Ragus, Lohnarbeiter und Vater von Lohnarbeitern, seine Ehrfurcht bezogte. Jahre und hinter ihm Jahrhunderte der Arbeit, des Leidens und des Elends krümmten sich in diesem unterthänigen Gruße. Beim Anblick des Herrn, ob er auch gelähmt war, kniete der alte Sklave, dem die Unterwürfigkeit jahrhundertalter Knechtschaft im Blute steckte, zusammen und beugte sich tief. Und Monsieur Jérôme, der ihn nicht einmal sah, wurde weitergerollt wie ein seelenloses Idol, während er forsihr, die neuen Gebäude der Crècherie anzublicken, vielleicht ohne sie zu sehen.

Lucas war erbebt. Eine wie alte Vergangenheit galt es zu zerstören, welch bössartiges, überwucherndes, vergiftendes Unkraut galt es auszurotten in dem bisherigen Menschen! Er sah auf seine Stadt, die eben erst aus dem Boden zu sprießen begann, er fühlte, unter wie viel Mühen und

Schmerzen, über wie viel Hindernisse hinweg, sie nur werde wachsen und gedeihen können. Nur die Liebe und das Weib und das Kind konnten den endgültigen Sieg erringen helfen.

II.

In den vier Jahren, die seit der Gründung der Crècherie verstrichen waren, hatte sich in Beauclair ein immer mehr anschwellender Haß gegen Lucas entwickelt. Zuerst hatten die Leute nur ein feindliches Staunen bekundet, das sich in boshaften Spottereien Luft machte; aber von dem Augenblick ab, da praktische Interessen gefährdet wurden, war die Wut entstanden, hatte sich der Instinkt der Selbstverteidigung geltend gemacht, der sich mit allen Kräften und allen Mitteln gegen den gemeinsamen Feind wehrte.

Die kleinen Kaufleute und Kr mer waren die ersten, die sich beunruhigt fühlten. Die genossenschaftlichen Magazine der Crècherie, über die man bei ihrer Eröffnung gespottet hatte, gediehen und zählten zu ihren Kunden bald nicht nur die Arbeiter der Werke, sondern auch zahlreiche Einwohner der Stadt, die beigetreten waren. Und man kann sich vorstellen, wie die Kaufleute über diese schreckliche Konkurrenz in Aufregung gerieten, die die Preise der verschiedenen Artikel gleich um ein volles Drittel herabdr ckte. Es war ein aussichtsloser Kampf, der baldige Ruin war sicher, wenn dieser unglückselige Lucas mit seinen verrückten Plänen durchdrang, daß der Reichtum gerechter verteilt werden sollte, und daß man vor allem einmal den Kleinen dieser Welt ermöglichen sollte, besser und billiger zu leben. Die Fleischer, die Gew rzkr mer, die B cker, die Weinhändler würden also gezwungen sein, ihre Läden zu schließen, sobald man ihre Vermittlung entbehren konnte und nicht mehr genötigt war, ihnen zwecklosen Nutzen zwischen den Fingern zu lassen. Und sie schrien Zeter und Mordio, die ganze menschliche Gesellschaft war in Gefahr und stürzte zusammen, wenn sie nicht mehr durch ihren Parasitengewinn das Elend der Armen vermehren konnten.

Aber am stärksten betroffen war Laboque, der Eisenwarenh ndler und ehemalige Jahrmaktschausier, der nun eine Art großen Bazars an der Ecke der Rue de Brias und des Stadthausplatzes hielt. Die Preise der Kommerzwaren waren in der Gegend bedeutend gesunken, seitdem die Crècherie sie in großen Mengen herstellte; und das schlimmste war, daß es den Anschein hatte, als sollte die Associationsbewegung auch die umliegenden kleinen Fabriken ergreifen, und als wäre der Augenblick nicht mehr fern, wo der Konsument, anstatt sich an Laboque zu wenden, sich direkt in den genossenschaftlichen Magazinen mit den Nägeln von Chodorge, den Sensen und Sicheln von Hausser, den landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten von Mirande versorgen würde. Schon heute lieferten die Magazine der Crècherie, von den Eisen abgesehen, viele dieser Artikel, und die Geschäfte des Bazars gingen von Tag zu Tag zurück. Daher kamen die Eheleute Laboque nicht aus dem Born heraus, ergingen sich in heftigen Klagen über das, was sie die Entwertung der Waren nannten, hielten sich für beraubt, da man das unnütze Rad, das sie in der gesellschaftlichen Maschinerie darstellten, verhindern wollte, Kraft und Reichtum zu verzehren, ohne andern Nutzen als für sie selbst. So waren sie von selbst der Mittelpunkt der Feindseligkeit und der Segnerchaft wider das neue Unternehmen geworden, der Centralherd für alle die Hassesflammen, die durch die Reformen Lucas entzündet worden waren, die Wortführer bei den Schmähungen und Verwünschungen, mit denen der freche Neuerer überhäuft wurde. In ihrem Laden trafen sich der Fleischer Dacheux, der vor reaktionärer Wut beinahe erstarrte, und der Gew rzkr mer und Weinsch nker Cassiaux, der ebenfalls von giftigem Groll erfüllt war, aber, kühleren Verstands, sorgfältig sein Interesse abwog. Selbst die schöne Madame Mitaine, die Bäckerin, kam manchmal herein und klagte lebhaft über die Kunden, die sie verlor, wenn sie auch trotz alledem einem friedlichen Einvernehmen das Wort redete.

„Wissen Sie denn nicht,“ schrieb Laboque, „daß dieser Herr Lucas, wie sie ihn nennen, nichts Geringeres plant, als den ganzen Handel zu Grunde zu richten? Ja, er rühmt sich dessen, er ruft ganz laut die Ungeheuerlichkeit hinaus: Der Handel ist ein Diebstahl, wir sind alle Diebe, wir müssen verschwinden. Um uns vom Erdboden zu vertilgen, hat er die Crècherie gegründet.“

Mit hochrotem Gesicht und vorquellenden Augen h rte Dacheux zu.

„Und wie sollen die Leute essen, sich kleiden und so weiter?“

„Ja, er sagt eben, daß der Konsument sich direkt an den Produzenten wenden soll.“

„Und das Geld?“ fragte der Fleischer wieder.

„Das Geld? Auch das unterdrückt er, es wird kein Geld mehr geben. Wie, ist das nicht hinverbrannt? Als ob man ohne Geld existieren könnte!“

Dacheux platzte beinahe vor Wut.

„Kein Handel? Kein Geld? Alles will dieser Mensch zerstören! Siebt es denn kein Gefängnis für einen solchen Räuber, der Beauclair zu Grunde richten wird, wenn wir ihm nicht das Handwerk legen?“

Und Cassiaux sagte mit ernstem Kopfsch teln:

„Das ist noch nicht alles. Er sagte vor allem, daß jeder, man arbeiten muß, er möchte aus der Welt ein Zuchthaus machen, in welchem Aufseher mit St cken darüber wachen würden, daß jeder seine Arbeit thut. Er sagt, daß es weder Reiche noch Arme geben soll, es wird keiner beim Tode reicher sein als bei der Geburt, jeder wird verbrauchen, was er verdient, nicht mehr und nicht weniger als sein Nachbar auch, ohne daß einer auch nur das Recht hätte, sich etwas zu ersparen.“

„Und das Erbrecht?“ fragte Dacheux wieder.

„Es wird kein Erbrecht mehr geben.“

„Was? Kein Erbrecht mehr? Ich soll meiner Tochter nicht hinterlassen können, was mir gehört? Donner und H lle, das ist zu arg!“

Und der Fleischer erschütterte den Tisch durch einen wichtigen Faustschlag.

„Er sagt auch,“ fuhr Cassiaux fort, „daß es keinerlei Macht mehr geben wird, keine Regierung, keine Gendarmen, keine Richter, keine Gefängnisse mehr. Jeder wird leben, wie er will, essen und schlafen, wann er Lust hat. Er sagt auch, daß die Maschinen einmal alle Arbeit machen werden, und daß den Arbeitern nur die leichte Aufgabe bleiben wird, sie zu bewachen. Es wird das Paradies sein, die Menschen werden sich nicht mehr bekämpfen, es wird keine Heere und keine Kriege mehr geben. Und endlich sagt er, daß die Männer und Weiber, wenn sie sich lieben, sich für so lange zusammenthun werden, als es ihnen gef llt, und sich sodann in gegenseitigem Einvernehmen trennen werden, um jedes wieder mit andern zusammenzugehen. Und die Kinder, die kommen, für die wird die Gemeinschaft sorgen, wird sie alle miteinander auf gut Glück erziehen, ohne daß sie eines Vaters oder einer Mutter bedürfen.“

Die schöne Madame Mitaine, die bis jetzt geschwiegen hatte, rief nun entsetzt:

„O, die armen Kleinen! Jede Mutter wird hoffentlich das Recht haben, die ihrigen zu erziehen. Nur die, deren Mütter so herzlos wären, sie zu verlassen, die müssten so alle durcheinander von fremden Händen aufgezogen werden, wie zum Beispiel in den Waisenasylen. Das alles, was Sie uns da erzählen, scheint mir nicht sehr anständig.“

„Sagen Sie nur, daß es einfach eine Schweinerei ist,“ rief Dacheux außer sich. „Das ist ja um nichts besser, wie wenn man auf der Straße ein Mädchen aufliest; man nimmt sie und kehrt ihr dann den Rücken. Ein Freudenhaus ist ihre künftige Gesellschaft und sonst nichts!“

Und Laboque, der seine bedrohten Interessen nicht aus dem Auge verlor, sagte zum Schlu e:

„Er ist verrückt, dieser Herr Lucas. Wir können Beauclair nicht so zu Grunde richten und entehren lassen. Wir werden uns zu gemeinschaftlicher Abwehr verb nden müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Große Berliner Kunstausstellung.

Es löst sich der Riesenbilderschau im Moabiter Glaspalast kein besseres Zeugnis ausstellen als nach dem ersten Rundgange, auch wenn man alle die großen und kleinen Sölle wiederholt durchwandert und sich sorgfältig umgesehen hat. Die Ausstellung ist diesmal so langweilig und  de, wie sie es seit vielen Jahren nicht gewesen ist. Kein überragendes Werk wäre zu nennen, kein neu hervortretender Zug in der Kunstentwicklung unrer Tage aufzuweisen. Was man bestenfalls sieht, sind schlichte anspruchslose Landschaften, einfache Szenen des alltäglichen Lebens, aber auch, wenn man sich nur diese herausucht, das Uebermaß an solchem Mittelm digen wird unerträglich, und auch der friedlichste Beschauer empfindet zum Schluß geradezu eine Erbitterung über die Zumutungen, die ein Rundgang durch diese Ausstellung ihm stellt.

Dabei soll von vornherein davon abgesehen werden, daß die gemalten Grenzseifen aus der Geschichte, die schönen Wasserleichen, die Phantastien aus der Unterwelt, die „wichtigen Momente“ aus den verschiedensten Schlachten und die „interessanten Gegenden“, die vor zehn Jahren noch die unbestrittene Herrschaft in diesen Räumen hatten und dann etwas zurückgedrängt schienen, ganz plötzlich wieder in stattlicher Zahl ihre Auferstehung gefeiert haben. Auch daß die süßen Madel mit den schönen Namen und wundervollen Draperien, den dunklen Augen und dem bleichen Teint, in ganzen Schären die Säle bevölkern, ist eine Erscheinung, über die hinwegzusehen man längst gewohnt ist. Man muß doch auch bedenken, daß es keine Kleinigkeit ist, neunundvierzig Säle mit Bildern vollzustopfen, wenn man von der Mitwirkung der tüchtigen Künstler in Deutschland und vom Anstand fast völlig absteht.

Nur aus dieser Zwangslage sind die unglaublichen Anhäufungen von Werken einzelner Berliner Künstler zu erklären, deren Statistik wir bereits mitgeteilt haben. Niemals ist es deutlicher geworden, daß eine Kollektiv-Ausstellung eine sehr gefährliche Ehrung für einen Künstler sein kann, als in diesen Sälen, in denen man nichts wie Arbeiten von einem Hoffmann-Fallerleben, einem Henseler z. sehen kann. Wenn bei dem letzteren die Motive auch noch so verschieden sind, wenn er bald ein Kriegsbild oder eine Bismarckszene, bald eine Naturstudie oder Ernte-Arbeiter malt, aus all den hundert Bildern ergibt sich als Gesamteindruck nur die Kleinliche Mäße, die harte und trockene Farbe, der Mangel an einer eignen fesselnden Auffassung. Und es ist wirklich kein Problem, das zu verfolgen einen reizen könnte, wie dieser Künstler sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre von genrehafter Darstellung zu einfacherer Schilderung, von einer trüben braunen zu einer modernen blauen Farbengebung entwickelt hat. Henseler ist dabei noch der Interessanteste von allen, die diesmal eine Sammlung ihrer Werke zeigen durften.

Auch die einfachen Landschaften, Porträts und Schilderungen, die von sorgfältigen Studium und genauer Beobachtung zeugen, vermögen nicht genug zu fesseln, daß man den Bist in ihrer Umgebung darüber vergessen könnte. Man kennt die Künstler schon seit langem und erkennt ihre Hand sofort wieder. Ein Hans Hermann malt seine holländischen Motive, seine hübsch farbigen Marktscenen mit immer geringerer Variationen von neuem; tritt man in die Säle der Düsseldorfer, so begegnet man denselben Namen und derselben Art, wenn auch in diesem Jahre der Gesamteindruck in der Umgebung recht vorteilhaft ist.

Es wäre ein ziemlich zweckloses Unternehen, wollte man alle diese Bilder einzeln charakterisieren. Ihre künstlerischen Merkmale sind einander zu gleich, als daß man nicht in ewige Wiederholungen verfallen müßte. Es sind die Werke eines „Naturalismus“, den man in der That nicht in solchen Mengen ertragen kann. Mag sein, daß die eine oder andre von diesen Landschaften besser zu ihrem Rechte kommen würde, wenn man sie einzeln sähe. So aber bleibt, wenn man sich diesen Massen gegenübersteht, der allgemeine Eindruck ausschlaggebend. Man wird immer wieder die künstlerische Unfreiheit, das ängstlichehaften am Motiv oder am Modell gewahrt. Da hat dieser Maler sich einen somnigen Winkel, jener eine flüchtige ausgesucht, die er nun mit allen Einzelheiten in sein Bild überträgt. Die Natur beherrscht ihn völlig, er nimmt sie mit allen Zufälligkeiten; von einem eignen Rechte der Kunst, die aus den Elementen der Natur ein künstlerisches Ganzes gestaltet, ist in diesen Bildern der Eindruck der Natur nicht mit der eindringlichen Kraft wiedergegeben, die die moderne Malerei zu erreichen vermocht hat. Man fühlt nicht die Wärme der durchsonnten Luft, das Wehen der Luft in den weichen Schatten, es ist nicht das leichte Ziehen der Wolken am Himmel, und das Wasser der Flüsse und Seen hat nicht das Leichtflüchtige und Durchsichtige. Die Natur in diesen Landschaften wirkt starr und leblos, wenn man sie mit dem vergleicht, was etwa die französischen Impressionisten heute dazustellen gelernt haben.

Unter den Berliner Künstlern, die in dieser Ausstellung vertreten sind, sind es nur Eugen Bracht und seine Schüler, die über diesen Naturalismus hinausstreben. Sie geben vollere Farben, als die Natur sie gewöhnlich bietet, sie arbeiten mit starken Kontrasten, und sie vereinfachen andererseits die Zeichnung und schildern in großen Zügen. Bracht selbst stellt in drei Bildern den „deutschen Wald“ dar. Er setzt in dem „Forsthaus am See“ einen tiefgrünen Baum in den Vordergrund gegen den Somenstein flimmernden grauen Wald, der das gegenüberliegende Ufer des Sees begrenzt; er baut in dem Wilde „Waldbrand nach Sonnenuntergang“ eine mächtige Baumgruppe in tiefbraunen Tönen auf dem Abhang in Vordergrund auf, während sich über die Kronen hinweg ein Anblick die in kaltblauen Tönen liegende Ebene mit aufsteigenden Nebeln öffnet; in dem dritten „Mondaufgang überm Wald“ sind die Baumkronen noch mit glühendem Purpur überzogen, und aus den Tiefen kriechen die Schatten empor. Das sind einfache klare großgefahene Stimmungen, aber sie haben doch nicht das volle Leben, sie wirken etwas leer; man fühlt nicht sowohl die Stimmung heraus, als daß man sie aus den gegebenen Anzeichen erschließt. In noch stärkerem Maße gilt dies von seinen Schülern. Hans Hartig, den man wohl auch zu ihnen rechnen darf, fällt mit einer Landschaft „Oberthal“ auf, in der sich ein weiter Blick über eine große, von dem Flußlauf durchzogene Ebene eröffnet.

Ein Saal fällt aus dem Rahmen dieser Kunstausstellung sehr vorteilhaft heraus, der der Vuitpolder. Die Mitglieder dieser Münchener Künstlergruppe, die in der Mitte steht zwischen der

Seession und der alten Kunstgenossenschaft, sind besonders tüchtig im Landschaftlichen. Andreas Egersdörfer hat eine kleine „Abendlandschaft“ da, die eine köstliche Harmonie in weichen braungrünen und tiefblauen Tönen ist. Eine weiche malerische Behandlung ist überhaupt diesen Künstlern gemeinam; Otto Ubbelohde geht darin so weit, daß er die Konturen fast ganz verliert, während Franz Hoch schärfer umrissen zeichnet. Thallmeier malt düstere Herbstlandschaften, Hermann Urban stilisiert in seinen der italienischen Landschaft entnommenen Motiven sehr stark, und er ist hart in der Farbe. Reizende Tierbilder, Enten und Hühner, malt Franz Gräßel, der allerdings in der Weichheit der Farbe fast an die Grenze gelangt, wo sie ins Weichliche übergeht. Walter Thor ist der Porträtist der Gruppe, der auch in seiner Art sehr gut zu ihr paßt. Karl Hartmann tritt gegenüber den Bildern, die er im vorigen Jahre gesandt hatte, sehr maßvoll auf; seine „Johle“, zwei Kinder in einer Abendlandschaft und „Frau Adventure“ sind einfach und zeigen seine Begabung, seinen Bildern eine weiche, aniprende Sorgfalt zu geben. Eine Märchensimmung erzielt trotz des großen Formats Georg Schuster-Woldau, der von dem „getreuen Eckehard“, der den erschreckten Kindern im Walde erkümt, erzählt; die Waldsümmung, der ungeschälte und doch gutmütige Niese, die Angst der Kleinen, die sich in der verschiedensten Art vor ihm zu verbergen suchen, sind recht hübsch zum Ausdruck gebracht.

Die Vertretung des Auslands ist, wie schon im Vorbericht erwähnt wurde, der Zahl nach sehr schwach und steht auch qualitativ auf derselben Höhe wie die übrige Ausstellung, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß diese Künstler in der Regel technisch besser durchgebildet sind. Aber es sind die alten Franzosen, die Italiener und Spanier, die jedes Jahr erscheinen, mit denen sich zu beschäftigen nicht der geringste besondere Anlaß vorliegt. Die Ungarn treten diesmal kollektiv auf; ihren Besten, den Porträtisten Karl Ziegler, ist man seit Jahren in Berliner Ausstellungen zu sehen gewohnt, so daß man ihn eher als Berliner zu betrachten geneigt war. — h.

Kleines Feuilleton.

Vom Junggesellen. Im „Lancel“ plaudert einer: In einer Zeit wie der heutigen, in der das Heiratsalter des Mannes in den mittleren Klassen des Volks weiter und weiter hinausgeschoben wird, kommen die körperlichen Schäden des Junggesellentums immer häufiger zur Kenntnis der Ärzte. Es ist weder für einen Mann noch für ein Weib gut, allein zu leben, und es mag ein Stück Wahrheit in dem Wort liegen, daß ein Mann, um die Einsamkeit zu ertragen, entweder ein Engel oder ein Teufel sein müsse. Dieser Ausspruch bezieht sich aber jedenfalls nur auf die moralische Seite des Junggesellentums, und wir wollen hier von der physischen sprechen, denn es ist ganz zweifellos, daß es gewisse Krankheiten und wenigstens Krankheitsneigungen giebt, die durch die Einsamkeit unterstützt werden. Um diese in ihrem wesentlichen Inhalt zu bezeichnen, bedienen wir uns ausnahmsweise eines freilich genügend bekannten Fremdwortes und nennen die hauptsächlichste Junggesellentrantheit eine „vorzeitige Dyspepsie“. Der Grund ihrer Entstehung ist nicht schwer einzusehen, er liegt, wie ganz begreiflich und allgemein anerkannt, in der ungeeigneten Art des Essens, zu der der Junggeselle verurteilt ist. Es giebt nur sehr wenige glücklich veranlagte Leute, die für sich allein essen und dabei das richtige Maß in Zeit und Menge einhalten können. Gewöhnlich legt der Junggeselle ein Buch oder seine Zeitung neben sich auf den Tisch und denkt, er wolle sich das Mahl mit ein wenig Lektüre verlängern und sich dadurch diejenige Bewegung verschaffen, die der Glückliche in der Tischunterhaltung findet. Die Absicht ist gut, die Folge aber meist vom Uebel. Der Einsame vertieft sich in seine Lektüre und findet dann plötzlich sein Fleisch kalt, das er nun in wenigen großen Bissen hinunterschlingt, ein andermal verpißt er vielleicht großen Hunger, achtet überhaupt nicht auf Buch oder Zeitung und ist seine Mahlzeit so schnell als möglich hinunter, um sich dann in einem bequemen Stuhl der geistigen Anregung zu widmen. In beiden Fällen fehlen die zu einer zweckmäßigen Nahrungsaufnahme nötigen Bedingungen. Es ist das oberste Gesetz für eine geeignete und leichte Ernährung, daß die Speise langsam genommen und daß der Geist während des Essens nicht zu stark beschäftigt wird. Jeder weiß, daß eine starke körperliche Anstrengung gleich nach dem Essen schädlich wirkt, und mit der geistigen Anstrengung ist es genau so. Kluge Leute disziplinieren überhaupt nicht während des Essens oder gleich danach, und die Beobachtung lehrt, daß in den meisten Fällen, wenn es sich nicht gerade um sehr geisteskraftige Leute handelt, bei solchen Gesprächen nicht viel herauskommt. Die leichte Unterhaltung ist die natürliche Begleitung von Essen und Trinken, die keinen Schaden thun kann, weil man gewöhnlich dabei nicht viel denkt. Bei der alleinlebenden Frau sind die Folgen häufig ähnlich wie beim Mann, aber aus anderen Gründen. Wenn ein Mann allein essen muß, so ist er deshalb immer genug, meist sogar noch mehr als in Gesellschaft, während die einsame Frau wenig zu essen pflegt oder es häufig gar vorzieht, überhaupt nicht zu essen. Bei der Frau entsteht die Dyspepsie also hauptsächlich aus ungenügender Ernährung, und ganz besonders schlimm ist sie daran, wenn sie ihre Speisen selbst kochen soll. In dieser bellagenwertigen Klasse der Frauen gehören auch die Lauende, die einem männlichen oder weib-

lichen Junggesellen die Wirtschaft führen und denen die Sorge für ihren eignen Wagen ausschließlich überlassen ist. Diese haben oft genug überhaupt keine Freude daran, selbst zu essen, was sie in erster Linie für einen andren gekocht haben. Daher findet man überhaupt bei den Leuten, die mit dem Verkauf und der Zubereitung der Speisen beschäftigt sind, die Dyspepsie am häufigsten. Man hat den Menschen als ein gefelliges Tier bezeichnet, und das Attribut ist zweifellos zutreffend. Bei der Einsicht in die körperlichen Folgen des Junggesellentums wird man auch geneigt sein, dem sprichwörtlich gewordenen mürrißigen Wesen dieses Standes etwas zu gute zu halten. —

Psychologisches.

k. Die Empfindungen von Sterbenden. Die Frage, was der Sterbende im Augenblick des Todes empfindet, ist bereits mehrfach untersucht worden und hat zu verschiedenen Hypothesen Anlaß gegeben. Ueber das vorhandene Material, wie es besonders von den französischen Gelehrten Sollier und de Varigny neuerdings zusammengestellt worden ist, bringen die soeben erschienenen „Psychischen Studien“ einen interessanten Bericht. Den Anhalt geben dabei die Aussagen der Personen, die im letzten Augenblick vom Tode glücklich errettet worden sind. Bekanntlich erklären Löwenjäger, die sich in den Klauen und Zähnen wilder Tiere befunden haben, übereinstimmend, daß die Krallen, die sich in ihr Fleisch grub, und die Zähne, die sich in Arm und Bein einbohrten, ihnen keine Schmerzen, sondern eher ein Gefühl behaglicher Erschlaffung verursacht hätten. Erst, wenn sie befreit waren, begannen sie Schmerzen zu empfinden. Auch Personen, die dem Ertrinken nahe waren, berichten, daß sie nach langer vergeblicher Gegenwehr sich in einer friedlichen Betäubung dahintreiben ließen. Der plötzlich von einem Unglücksfall Ueberraschte, der sich dem Tode nahe fühlt, sieht häufig alle wichtigeren Begebenheiten seines Lebens in einem kurzen Moment vor seinem Bewußtsein vorüberziehen. Von einer solchen Erfahrung erzählt Professor Heim, der selbst bei einer Bergbesteigung abstürzte und in den wenigen Sekunden des Falls alle Begebenheiten seines Lebens in Bildern von außerordentlicher Schärfe und Klarheit vor sich sah. Der englische Alpinist Whymper, der von einer Höhe von 70 Metern herabstürzte, erzählt: „Ich hatte volles Bewußtsein von dem, was vorging, und ich zählte jeden Stoß; aber wie ein chloroformierter Kranker fühlte ich keine Schmerzen. Jeder neue Stoß war natürlich heftiger als der vorhergegangene, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich klar überlegte, wenn der nächste Stoß noch heftiger sei, so sei es zu Ende. Aber das wunderbarste war, daß die wiederholten Würfe durch die Luft keineswegs etwas Unangenehmes an sich hatten.“ Der englische Admiral Beauport fiel einmal als Kind ins Wasser und erzählt, daß die zuerst stürmischen Empfindungen einer fast vollständigen Ruhe Platz machten. „Es kam mir nicht mehr so vor, als ob Ertrinken ein Unglück sei. Ich dachte nicht mehr an Rettung und litt doch gar nicht. Im Gegenteil, meine Gefühle waren eher angenehm.“ Darwin erzählt, daß er als Schüljunge einmal in Schremsbury auf dem Walle spazieren ging und in einer Höhe von 7-8 Fuß herabfiel. Dabei jagte sich eine ganz überraschende Fülle von Gedanken in seinem Geiste. Ein französischer Militär Derepas erzählt aus dem Jahre 1870: „Am 2. Dezember lag ich mit zerschmetterter Hand 50 Schritt von den Preußen. Die Kugeln pfliffen so anhaltend um mich, daß ich meinen Tod als unausbleiblich ansah. In diesem Augenblick trat mein ganzes Leben bis in seine geringsten Einzelheiten mit außerordentlicher Klarheit vor mich.“ Wahrscheinlich besteht nun diese panoramenartige Vision des vorangegangenen Lebens aus einer beschränkten Anzahl von Szenen, die die Phantasie später erweitert. Bei Kindern ist diese Erscheinung selten. Um so bemerkenswerter ist daher das Zeugnis eines französischen Schuldirektors, der als Kind von 8 1/2 Jahren in einem Brunnen fiel und seine Empfindungen dabei genau geschildert hat. Es war freilich ein besonders frühreifer Knabe. Der Zeitraum des Falls schien ihm unendlich. Dann dachte er an einen Versuch, sich zu retten, fühlte aber, daß dieser vergeblich sein würde, und daß er sterben müsse. Dann sah er unbeweglich und sah nun äußerst schnell und kaleidoskopisch einzelne Episoden seines Lebens an sich vorüberziehen, und zwar nicht als geschlossene Reihe und chronologisch umgekehrt. Es waren nur Ereignisse der letzten drei bis vier Jahre, aber in außerordentlich scharfen, klaren Bildern; so z. B. eine Vorstellung von dreißig Hund, die der Knabe vor einigen Tagen gesehen hatte, Freigeisener mit seinen Kameraden, der Tod seiner Mutter und andres mehr. In den meisten Fällen ist auch der Todeskampf schmerzlos, da die Narkose schon eingetreten ist. „Hätte ich nur die Kraft, eine Feder zu halten,“ murmelte B. hinter wenige Momente vor seinem Tode, „so wollte ich sie benutzen, um auszurücken, wie leicht und gut es ist, zu sterben.“ —

Meteorologisches.

— Ueber ein seltenes Naturereignis wird süddeutschen Blättern berichtet. Am Pfingstsonntag unternahmen drei Münchener Herren, unter Begleitung eines Führers, von Aussen an über Elmau, die Gaudeamushütte und das Elmauerthor eine Besteigung der hinteren Goinger Galtspitze, 2194 Meter hoch. Sie wurde gegen 4 Uhr nachmittags erreicht, um welche Zeit sich bereits drohende Gewitter über das Kaisergebirge zusammengezogen hatten. Während ihres halbständigen Aufenthalts auf der Spitze nahmen die Herren mehrere photographische Aufnahmen vor. Sie waren eben im Begriff

sich zum Abstieg vorzubereiten, als sie von einer elektrischen Erschütterung ergriffen wurden. Man vernahm ein eigentümliches Säusen, das zuerst für Gewitterwind gehalten wurde, und gleich darauf hatten die Herren eine Empfindung an der Gesichtshaut, als ob sie von Spinnweben umgarnet wären. Gleichzeitig bemerkten sie, daß die Haare zu Berge gerichtet waren und ein Knistern in denselben, ähnlich wie bei elektrischen Funkenüberspringungen, vernehmbar war. Die Haut der Hände fühlte sich an, als ob sie gewaltsam in die Höhe gezogen würde. Von den Spitzen der Gispicel ging ein äußerst lebhaftes Knattern aus, und die Enden der Eisenteile sprühten elektrisches Feuer. Die Herren waren natürlich über diese elektrischen Erscheinungen sehr erschrocken und machten sich schleunigst auf den Abstieg. Als sie etwa 50 Meter unterhalb der Spitze angekommen waren, fing es heftig zu hageln an und der elektrische Sturm war auch gebrochen. Der Führer, der sich während dieses Naturschauspiels etwa fünfzig Meter tiefer, auf der Suche nach einem kürzeren Wege nach der Griesener Alpe befand, lehrte, als er die Herren eilenden Schritts absteigen sah, zur Spitze zurück, um die zurückgelassenen Rucksäcke zu holen. Wie die übrigen Touristen, so wurde auch der Führer während des kurzen Aufenthalts auf der Spitze von den elektrischen Erschütterungen ergriffen. Die Gewitterwolken, die von Südost kamen, verzogen sich rasch und ebenso die Hagelwiederschläge, so daß die Touristen annehmbares Wetter auf ihrem Absteige hatten. Dieses nur selten auftretende Naturereignis — der gesuchte Kaisergebirgsführer hatte dergleichen noch nicht erlebt — darf als eine elektrische Ausgleichung zwischen der Erde und den Wolken ausgelegt werden; wäre sie bei Nacht eingetreten, dann würden die Touristen an ihrem Körper eine Art St. Elmsfeuer beobachtet haben. —

Humoristisches.

— Das letzte Hindernis. Fodeh: „Englisch kann ich, Selt trink ich, mit dem Prinzen von Wales hab' ich gesprochen, eine Voronin hab' ich zur Fremdin, — wenn ich nun noch Schulden hätte, wär' ich ein Herrenreiter!“ —
— Singular und Plural. „Siehst Du dort die zwei Herren, den Schäßigen und den Eleganten?“
„Ja! Wie kommen die zusammen?“
„Ja, weißt Du, das sind Brüder. Der Schäßige ist ein armer Teufel; der macht Bücher. Und der Elegante ist Millionär; der ist Buchmacher.“ —

Notizen.

— Ueber Peter Hille spricht am Freitag Herr Lublinski in Vereinshaushaus Niederwallstr. 11. —
— Amtsdentsch. In einer Grazer Zeitung stand unlängst folgende Bekanntmachung: „Die mit den in letzterer Zeit rückständig der Aushebung der Briefkasten im Pomerium von Graz durchgeführten Verbesserungen im Zusammenhange stehende Erneuerung der Orientierungstafeln und Kontrollmarken ist nunmehr bezüglich sämtlicher Briefkasten durchgeführt und wird vom 25. d. angefangen nebst einer besseren Einteilung der Sammelfahrrahns auch die beschleunigte Entleerung einer Anzahl von Briefkasten der inneren Stadt mittels Dreirades plangreifen.“ —
— Die Stadtverwaltungen in Brooklyn, New York und Philadelphia haben die beschnittensten Parkanlagen mit Bibliotheken versehen, die vom Publikum während seines Aufenthalts daselbst unentgeltlich benutzt werden können. —
— Ein akademischer Verein für bildende Kunst ist in München gegründet worden. Er stellt es sich zur Aufgabe, das Kunstinteresse in studentischen Kreisen zu fördern. —
c. Der englische Musikdirektor Schedl hat soeben das Bild gehabt, die Partitur der Oper „Die Königin der Seen“, eines Werks von Purcell, das man seit zweihundert Jahren verloren glaubte, wiederzufinden. Bereits im Jahre 1701 hatte die „London Gazette“ eine Anzeige veröffentlicht, in der von seiten des Covent Garden-Theaters ein Preis von 420 M. demjenigen geboten wurde, der die Partitur dem Theater wieder aufstellen würde. Niemand gewann den Preis. Die verloren gelaubte Partitur aber befand sich seit 1837 in der Bibliothek der Musikakademie zu London, der sie vermacht worden war; indes hatte sich die Verwaltung der Bibliothek bisher nicht die Mühe gegeben, das Vermächtnis zu untersuchen und katalogisieren. —
— Liebermanns Bild „Das Altmännerhaus zu Amsterdamm“ ist von einem Berliner Sammler für 32000 M. in Paris, wo es bisher war, angekauft worden. —
— In Straßburg sind unter dem Pflaster des Kleberplatzes a Itrömische Wandmalereien aufgefunden worden, die trotz starker Beschädigung noch eine deutliche Vorstellung von ihrer ursprünglichen Gestalt geben. Die Wandfläche umfaßt drei Felder, von denen zwei mit pompejanischem Rot gestrichen sind, das dritte mit einer Gartenzene geschmückt ist. Eines der Bilder stellt Herakles dar, das Löwenfell mit dem nach unten hängenden Nachen über die Schulter geworfen, wie er mit einer jungen Frau plaudert. —
— Bauernischlauheit. Voriges Jahr hatte das Bezirksamt die „Aufstellung“ von drei Laternen zur Straßenbeleuchtung in Eschenlohe (Station der Lokalbahn nach Jarmisch-Partenkirchen) angeordnet. Die Gemeindeverwaltung hat die drei Laternen tatsächlich auch aufgestellt, aber nicht anzünden lassen, weil letzteres nicht ausdrücklich angeordnet war. —